

Nr. 67. Bromberg, den 23. März 1934.



Roman von A. Schöneberg.

(15. Fortsetzung.) ———

Im Kraftwagen fuhren sie zum Flughafen der Kompanie und bestiegen Isenhardts kleines, schnelles Kurierschiff. Die fabelhafte Steigfähigkeit riß den schnittigen Bau in knappen 20 Minuten bis in die Stratosphäre hinein, dann stieß das Flugboot nach Süden vor.

„Wohin?" fragte der schweigsam gewordene General, „der Außenfort-Gürtel liegt hinter uns."

„Sie haben recht, Herr General! — Nur noch einige Minuten Geduld, dann werden Sie sehen."

Isenhardt ließ das Boot sinken. Unter ihnen breiteten sich die Sandünen der Wüste Igidt aus. Weiter südlich wurden schon die schwachen Höhen der Tanesruft sichtbar. Der Ingenieur hatte die erforderlichen 1100 Flugkilometer genau zurückgelegt und die Richtung peinlich sauber gehalten. Hier mußte es sein.

Langsam und tief zog das Boot jetzt seine Kreise über der Wüste zur Verwunderung des Generals, der den Zweck dieses Manövers nicht kannte. Jetzt wurden die Kreise enger.

„Sehen Sie etwas, Herr General?"

„Sand — natürlich! Außerdem nichts!"

„Beobachten Sie bitte ganz genau innerhalb unseres Kreises!"

Sie glitten in kaum 50 Meter Höhe über die Dünenkämme dahin.

„Ich will Ihnen einen Tip geben, General. Sehen Sie dort, halblinks, die Rundung des Sandhügels!"

„Dam'd!" entfuhr es den Lippen des erstaunt Spähenden, „Menschen!"

Wirklich liefen dort unten ein paar Mann über den Sand der Mulde und rollten ein weißes Tuch mit einem schwarzen Pfeil auseinander. Das Landezeichen.

Fast ohne Stoß setzte das Flugzeug in der Mulde auf. Das neue Kleinfort war nunmehr unschwer zu erkennen.

„Ein Fort, Mister Isenhardt?" fragte Kitchener.

„Jawohl, Sir, ein Fort!"

Der Oberingenieur meldete in strammer Haltung: „Fort X 1 und Besatzung, alles wohl und in Ordnung!"

Der General drängte vorwärts nach der Höhe des seltsamen Baues. Er blieb bewundernd stehen. „Alle Wetter, Mister Isenhardt! Eine saubere Arbeit! Das findet der findigste Teufel nicht. Ich bin gespannt auf den Inhalt dieses Maulwurfhügels. Carrion!"

Der General und Isenhardt traten ohne Begleitung in den Kuppelraum ein. Staunend stand Kitchener zwischen den blitzenden Geräten und Schalttafeln. „Ah, Scheinwerfer?" fragte er. „Ich darf also annehmen: Flugzeugabwehr! Jawohl, gut! Sie wird den Feind überraschen an dieser Stelle und wirksam sein. Gewiß! Doch wo stehen die Geschütze?"

„Flugzeugabwehr, Sir! Ganz recht! Nur eine auf ein neues Prinzip gegründete Abwehr. Wir bedürfen der Geschütze nicht."

Isenhardt schaltete die Maschinen ein. — Alle Mann standen bereits wartend auf ihren Gefechtsstationen —, tat noch ein paar Handgriffe, und aus einem der Scheinwerfer stach eine feine Lichtsäule in die Ferne hinaus. Sie verlor sich bald im gleißenden Sonnenlicht, doch auf einer Mattscheibe erschien das Bild der getroffenen Fläche: ein Stück blauer Himmel, ein Federwölkchen in riesiger Höhe.

„Sehen Sie dort im Süden den Wüstengeier schweben, Herr General?"

Der griff zum Glase und schaute angestrengt in die angegebene Richtung.

„Jawohl, jetzt . . . ganz klar!"

Isenhardt drehte ein paar Steuerungen, und schon erschien der Vogel auf der Mattscheibe des Suchers. Wie ein schwebender Punkt glitt der Geier über die Bildfläche. Den Lichtstrahl schien er nicht zu bemerken.

Isenhardt schaltete rasch den zweiten Reflektor ein und ließ den zweiten Strahl auf den Vogel fallen. Auch jetzt schien dieser nicht beunruhigt.

Isenhardt griff zu einem Hebel, legte ihn herum, und . . . wie vom Blitz getroffen bäumte sich der Vogel kerzengerade empor und taumelte dann haltlos in die Tiefe.

„Good God!" murmelte der General und trat betroffen einen Schritt zurück. Und noch einmal entfuhr das Wort seinen Lippen: „Guter Gott!"

„Wir werden jedes Flugzeug, das unseren Standpunkt zu überfliegen wagt, herunterholen wie diesen Aasgeier!"

„Ich bitte Sie um Aufklärung, Herr Chefingenieur! . . . Sie verstehen . . . es ist . . . erschütternd ist das!" Die Stimme des Generals zitterte leicht.

„Die Vorgänge sind im Grunde genommen verblüffend einfach. Wir senden mittels dieser Werfer Strahlen bestimmter Länge und bestimmter Art aus, welche die Eigenschaft besitzen, als elektrische Leiter zu wirken, genau etwa wie Kupferdraht. Es ist dies ja keine unbedingt neue Erfindung. Sie wissen, General, von den Versuchen, auf diese Weise elektrische Energie von den Erzeugungsorten in die Verbrauchszentren zu übertragen. Wir senden einen solchen Lichtstrahl aus, verbinden ihn durch den zweiten wieder mit der Erde. Jagen wir nun durch diesen Leiter hochgespannten Strom . . . Sie sahen die Wirkung! Sie ist jedem Schüler bekannt."

„Und jedes Wesen, das sich in diesen Stromkreis wagt . . . ?"

„Ist unbedingt verloren. Wir arbeiten mit 100 000 Volt Spannung." Isenhardts Stimme war leise geworden. Er schwieg eine Weile, um später noch leiser fortzufahren:

„Der Krieg, Sir, war immer hart und grausam! Aber wir sind leider nicht in der Lage, einen Krieg zu verhindern. Wir müssen seine Schrecken aufnehmen und erwidern. Doch meine Ansicht geht dahin, daß 100 000 Volt humaner sind als Granaten, die den Gegner zerfetzen."

„Unbedingt . . . kein Zweifel . . . es ist nur . . . viel, sehr viel . . . zu viel, was da plötzlich auf einen alten Soldaten einstürmt, mein lieber, junger Freund, auf einen alten Mann, der die Waffen des Soldatenhandwerks liebte und zu führen verstand. Fliegerabwehrgeschütz kontra Flugzeug, Zielsicherheit gegen Fluggewandtheit, Geistesgegenwart und scharfes Auge — das war doch noch ein ehrlicher Kampf, aber dies . . . entschuldigen Sie . . . die Flieger . . . so ahnungslos . . . ."

„Herr General, die Frauen und Kinder unserer Siedler sind nicht minder ahnungslos, wenn aus nachtdunklem Himmel plötzlich Ekrasit- und Gasbomben herunterkommen."

„O, natürlich! Nichts für ungut, lieber Freund! Aber nirgends stoßen wir so auf Widersinnigkeiten, als dort wo es sich um Vernichtung handelt."

„Sie deuteten, wenn ich nicht irre, noch ein weiteres Abwehrmittel an, Mister Isenhardt?"

„Jawohl, Herr General! Auch das sollen Sie in seiner Wirkung kennen lernen. Doch muß ich Sie diesmal um ein Viertelstündchen Geduld bitten, wollen wir nicht den Weg nach Hause zu Fuß antreten, denn ich fürchte, daß unser Flugboot gefährdet würde."

Isenhardt ließ einen der Ingenieure zu sich kommen: „Sie können ein Flugzeug führen, Mister Burthing?"

„Selbstverständlich, Sir!"

„Dann fliegen Sie bitte jetzt mein Boot mindestens 50 Kilometer nach Norden. Achten Sie bitte genau auf die Entfernung. Es handelt sich um einen Versuch mit scharfer Ladung unseres neuen Abwehrmittels. Achten Sie deshalb genau auf die Ereignisse in der Natur und erstatten Sie mir später Bericht. Landen Sie zur Vorsicht in einer Mulde. Sie dürfte weniger gefährdet sein. Lassen Sie die Turbine langsam weiterlaufen, damit Sie eventuell gegen einen Sturm mit eigener Kraft gegensteuern können. Von ihrer erfolgten Landung erbitte ich sofort Nachricht. Auf meinen Anruf kehren Sie später nach hier zurück. Alles klar?"

„Durchaus!"

Der Ingenieur flog ab.

„Alarm! Alle Mann auf Gefahrstation!"

In wenigen Sekunden kamen die Meldungen von allen Seiten. „Türen geschlossen!" — „Luken dicht!" — „Alles an Station!" — „Schußkommando fertig zum Schuß!"

„Ein Zehntel Ladung!"

„Ein Zehntel ist geladen!"

Mit der Uhr in der Hand wartete Isenhardt auf die Ankunftsmeldung seines Flugbootes. Ein leises Frösteln überfiel ihn denn doch. Es war dies zwar nicht der erste Versuch in offener Wüste, doch der erste in dieser Stärke.

Die Meldung des Flugbootes riß Isenhardt aus seinem Sinnen. Durch das Ferntelephon kam die Meldung: „Gelandet! 50 Kilometer nördlich! Bereit!"

„Achtung! Fertig! Schuß!"

Hundert Meter vom Fort entfernt hob sich plötzlich der braune Wüstensand. Eine Sandfontäne gleich der Springsäule einer einschlagenden Schiffsgranate schoß mit rasender Geschwindigkeit zum Himmel empor . . . wuchs . . . wuchs . . . riß Wirbel ringsum mit sich, schleppte sich voll Sand und Staub wie ein gigantisches Wüstenungeheuer und riß im Augenblick das Fort in seinen Strudel mit hinein. Wo eben noch strahlender Sonnenschein durch die dicken Gläser der Kuppel brannte, da stand jetzt Dämmerung. Noch drang das Sonnenlicht fahlgelb zur Erde durch wie durch eine Gewitterwolke, doch zusehends ward es dunkler im Raum. Das elektrische Licht flammte auf und verbannte die Dunkelheit aus dem Fort.

Trotz des hermetischen Abschlusses vernahm man von draußen das Rasen des Samums, hörte das Prasseln der Sandkörper auf der Verglasung. Die schwere Kuppel dröhnte und stöhnte unter der Gewalt des an ihr zerrenden Orkans.

„Sauerstoffgeräte anstellen!" — Der Klang der menschlichen Stimme tat wirklich wohl. Es war der erste Laut seit Beginn der Übung. Die Gesichter der im Kuppelraum befindlichen Leute hellten sich auf bei dem Klang der Worte.

„Sauerstoffgeräte arbeiten!" kam die ruhige Meldung des betreffenden Ingenieurs.

„Achtung, keine Gefahr! Ich drehe nur das Licht aus!" rief Isenhardt. Pechschwarze Dunkelheit umfing im nächsten Augenblick die Menschen im Versuchsfort. Jetzt erkannte man erst den ganzen Umfang der Naturkatastrophe: Es war Nacht geworden durch Menschenwerk!

Das Licht flammte wieder auf und nahm den lähmenden Eindruck der Dunkelheit von den Eingeschlossenen.

Der Rückstoß begann. Es dröhnte und rauschte von oben auf die Kuppel herab, als wenn schwerer, dichter Regen auf die Wüste niederginge.

„Die aufgewühlten Sandmassen fallen zurück!" erklärte Isenhardt. „In wenigen Minuten wird der Vorgang zu Ende sein!"

Nach einiger Zeit wurde das Rauschen schwächer und schwächer, um schließlich ganz aufzuhören. Mit zunehmender Stille drang auch das Sonnenlicht wieder heller durch. Doch die Staubschwaden, die in der Luft schwebten, milderten die Grelle und ließen den Horizont fahl und dunstig erscheinen.

Isenhardt fühlte einen harten Griff am Arm. General Kitchener trat zu ihm. Das Gesicht des Truppenführers war starr und unbeweglich. Sein Blick ging an seiner Umgebung vorbei in den Dunst hinaus.

„Bitte, Herr Chefingenieur, lassen Sie die Leute gehen!"

Isenhardt winkte, und die Bedienung verließ den Raum. Selbst der jüngste Monteur mochte fühlen, daß auf diesem Manne eine Last wuchtete, die keine Zeugen vertrug.

Die Kuppel bot keine Sitzgelegenheit. Bis jetzt hatten die Männer gestanden. Der General stützte sich schwer auf Isenhardt.

„Bitte, mein Freund . . . mir . . . wenn möglich . . . . einen Schemel zu besorgen!"

Isenhardt gab den Befehl weiter. Ein Ledersessel aus der Ingenieurmesse wurde herbeigebracht. Sir Kitchener ließ sich schwerfällig hineingleiten und vergrub das Gesicht in der Hand. Lange Zeit schwieg er.

Isenhardt brach das Schweigen. „Ich bin Ihnen Aufklärung über die Vorgänge schuldig. Wünschen Sie, daß ich jetzt . . .?"

„Ja, bitte . . .!" Das Sprechen schien dem Mann sichtlich schwer.

„Sie sahen die Wirkung — sagen wir einmal Explosivwirkung — eines Stoffes, dessen Zusammensetzung ein Geheimnis der S. S. C.-Laboratorien ist. Dieser Stoff entfaltet seine Wirksamkeit, wenn er mit der atmosphärischen Luft in Berührung kommt. So lange er absolut luftdicht gelagert ist, bleibt er vollkommen ungefährlich . . ."

Isenhardt unterbrach seine Erklärung, um den Ingenieur Burthing mit dem Flugzeug zurückzubeordern. Dann fuhr er fort: „Man kann also dieses Kampfmittel überall zur Anwendung bringen, vom festen, vorbereiteten Stützpunkt aus, wie in diesem Falle; durch Abwurf vom Flugzeug usw. Nur müßte in letzterem Fall mit der Zeitzündung der Behälter gearbeitet werden, damit die eigenen Flugzeuge nicht in Gefahr gerieten.

Wenn ich vorhin von einer Explosionswirkung sprach, so war das nur bildlich gemeint. Die Wirkung ist von gänzlich anderer Natur."

General Kitchener hob gespannt den Kopf.

„Sie besteht darin, daß der Sauerstoff der Luft durch das Präparat gebunden wird, gebunden in unvorstellbar kurzer Zeitspanne. Der Sauerstoff der Luft wird vollständig aufgesogen, absorbiert, und nur der Stickstoff bleibt zurück. Da die atmosphärische Luft rund 20 Prozent Sauerstoff enthält, so wird der Luftdruck natürlich um dieses Fünftel geringer. Es entsteht — wenn ich einmal den gebräuchlichen wenn auch falschen Ausdruck gebrauchen darf — ein Luftloch, in das die Luftmassen der Umgebung mit ungeheurer Geschwindigkeit hineinschießen. So entsteht ein Orkan, der jedem zerbrechlichen Gegenstand in seinem Bereich verderblich wird. Wenn ein Flugzeug in diesen Zyklon hineingerät, dürften nur mehr Splitter von ihm übrig bleiben."

Der General schüttelte unaufhörlich den Kopf. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe sein Urteil fiel: „Entschuldigen Sie, Mister Isenhardt! Tragen Sie einem alten Manne nicht nach, daß er sich nicht für die neueste Technik begeistern kann, so unbestritten ihre militärische Wirkung auch sein wird — diese, diese Chemie . . . ist kein Krieg mehr nach dem Sinne eines alten Soldaten."

„Das, Herr General, ist mehr als Krieg! Das ist — — das Ende des Krieges!"

Isenhardt sprach die letzten Worte mit erhobener Stimme. Das Gesicht Kitcheners belebte sich nicht dabei. Bedrückt saß der vor einer Stunde noch so jugendlich erscheinende Sechziger da. Schwerfällig erhob er sich.

„Kommen Sie, mein Freund, reichen Sie mir bitte den Arm! Ich muß mich ein wenig auf die kraftvollere Jugend stützen. Ich . . . ich werde alt! Ich werde meinen Posten doch abtreten müssen. Entgegnen Sie nichts, lieber Freund! Ich weiß all das, was Sie sagen wollten, könnten, müßten . . . ich weiß es, aber ich bin zu müde, um es zu verstehen. — Ich sehe dort unser Flugboot kommen. Gehen wir."

Ehe die beiden Herren abflogen, ging Isenhardt noch einmal zum Fort zurück, um ein paar Worte an die Besatzung zu richten und Zigaretten und frische Früchte zu verteilen, obwohl es der Besatzung natürlich an nichts mangelte. Dabei teilte er den Leuten mit, daß sie an einem der nächsten Tage vor die freie Wahl gestellt würden, abgelöst zu werden oder in den Dienst der regulären Kompanietruppen einzutreten, um als solche an gleicher Stelle weiter Dienst zu tun.

Auch auf dem Heimflug war General Kitchener sehr schweigsam. Erst als sie über dem grünen, schier unübersehbar sich dehnenden Siedlerland schwebten, begann er zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Die schönsten Hände der Welt.

Eine Geschichte aus China von Dr. Hanns Heinz Ewers.

Der General Wu, der Kriegsherr von Honan, der in Loyang am Gelben Flusse hauste, dieser General Wupeifu machte Gedichte. Das wird er vermutlich heute noch tun: jetzt hat er gewiß mehr Zeit dazu, da er sich seit Jahren schon in ein buddhistisches Kloster zurückzog.

Damals sah es so aus, als ob Wupeifu das Rennen machen würde; in Schanghai setzte man hohe Odds auf ihn, höhere noch in den Klubs in Tientsin und Tschifu, wo man ihn gut kannte und fast liebte.

Wu war General — aber er war ganz gewiß nie ein Räuberhauptmann gewesen, wie so manche seiner Kollegen. Er hatte eine sehr gediegene Bildung, war jahrelang Sekretär des Präsidenten Tsaokun in Peking; wurde später Gouverneur, machte sich dann selbständig; das muß man ja über kurz oder lang, wenn man's wirklich zu etwas bringen will in China. Seine Truppen waren, für östliche Begriffe, sehr tüchtig; große, kräftige Schantungleute, rauh und behaart, richtige Landsknechte. Er kämpfte damals gegen den mächtigen Tschangtsolin, den Herrscher der Mandschurei.

Das ist gewiß: Wu wäre mit Tschang fertig geworden, hätte sich zum Herrn des ganzen Nordens gemacht, wenn ihm nicht Feng in den Rücken gefallen wäre, der christliche General. Du lieber Himmel, christlich! Tschang war Taoist, Wu Buddhist und sein Unterführer Ma Mohammedaner — die Leute, die in China Ma — also Pferd — heißen, schwören stets auf den Propheten. Aber darum sind doch alle miteinander Chinesen und beten zu demselben alten aramäischen Gott, der auch heute noch die Welt beherrscht: Mammon heißt er. Nein, doch nicht alle; Wupeifu nicht, dem war aller Reichtum sehr gleichgültig. Aber: Wu war ein Dichter —

Wu also schlug Tschangtsolin nach Norden zurück und Feng nach Süden. Er zog dann den Jangtse hinauf gegen Hankau, traf dort Tschiangkeischek.

Wu wußte, daß ich auch Gedichte machte; es war das erste und einzige Mal im Leben, daß mir das etwas nützte. Also Freundschaft! Das ist gar nicht so absonderlich: wo trifft man in der Welt einen dichtenden General? Und wo findet in ganz China ein Feldherr einen Europäer, der weder Kaufmann noch Zeitungsmann ist und gar nicht Geschäfte machen will? Ich ritt zur Winterszeit mit Wupeifus Haufen gegen Hankau; Wuhancity hieß das damals schon, nachdem Wutschang und Hankau eins geworden waren.

In irgend einem Loch saßen wir auf dem Kang, General Wu und ich — ach ja, Kang, das ist ein aus Ziegeln gemauertes Bett, das geheizt wird. Da hockten wir zwei, wärmten uns und erzählten uns was. Nichts von Gedichten und erst recht nichts vom Krieg — von Händen sprachen wir.

Nun kann man, vom europäischen Standpunkt aus, allerhand gegen chinesische Schönheit sagen. Aber, daß es nirgends in der Welt schönere Hände gibt, das wird niemand leugnen wollen. Nicht beim Bauer natürlich, nicht beim Kuli; die schaffen schwer und haben Pratzen wie überall in der Welt — unter den Vornehmen aber sieht man erstaunliche Hände, lang, schmal, wohlgepflegt. Was aber sind die alle gegen die Hände der Frauen?

Damals war ich, für einen Yanggui, einen fremden Teufel, schon ein ziemlicher Kenner, war doch nur ein Stümper, verglichen mit Wupeifu. Denn der General verstand mehr von Frauenhänden, als irgendein Mensch auf der weiten Welt.

Wenn man im Innern Chinas reist, so versammeln sich in dem Raum, in dem man nächtigt, stets junge Mädchen — selbst im kleinsten Dorf und in der jämmerlichsten Herberge. Sie untersuchen den Reisenden und sein Gepäck, neugierig wie junge Affen. Wenn man nun gar mit einem Feldherrn zieht, hat man Auswahl genug unter den Töchtern des Landes; draußen siebte der Adjutant: was hereinkam, lächelnd, stumm die Hände vorstreckend — das wußte gut, daß die schön waren.

Wu erklärte mir, was es bedeutet, wenn zweiter und vierter Finger gleich lang sind, oder wenn der Handrücken über der Maus ein kleines Grübchen trägt. Ihm sagten die Hände mehr als die Lippen, viel mehr als alle Augen. „This girl, you see, is very naughty — aren't you, little hussy?" lachte er. — Die Hand dort zeige große Reinheit, die dort Herzensgüte, Opfermut eine andere. Das sei eine Hand, die immer lache und das Leben sehr leicht nehme, die aber sei eine sündige Hand —

Aber was seien das alles schon für Hände, sagte Wu. Viel edlere gäbe es im Reiche und hundertmal schönere. Die allerschönsten aber und die sündigsten in ganz China, die habe Liguniang.

Soviel Chinesisch konnte ich nun auch schon, daß ich das Wort verstand. Guniang — das heißt Mädchen; also wurde sie Fräulein Li genannt, Fräulein Pflaume.

Ein Singsonggirl sei sie und wohne in Hankau; dort würde ich sie kennen lernen — sie und die schönsten Hände der Welt.

Wir zogen vor Hankau, aber wir kamen nicht hinein; die Truppen vom Süden, die sehr verachteten, schlugen uns gründlich. In jenen Tagen ging Tschiangkeischeks Stern hell auf, und der Wus begann zu verblassen.

Ein Rückzug in China ist kein Vergnügen, wahrhaftig nicht! Der General wußte das gut; er mochte mich wirklich gern, so gab er mir den Rat, ruhig nach Hankau zu reiten; kein Härchen würde mir dort gekrümmt werden. Nun, so ganz überzeugt war ich davon nicht; die Kaiserzeiten waren längst vorbei, wo ein Europäer mutterseelenallein in vollster Sicherheit durch alle Provinzen reisen konnte. Immerhin war ich bei Tschiangkeischeks siegreichen Truppen zur Zeit besser aufgehoben als bei Wus fliehenden Haufen; dazu hatte mir der General den Mund so wässerig gemacht, daß es mir unerträglich schien, Fräulein Li, der ich nun so nah war, nicht aufzusuchen, die schönsten Hände nicht gesehen zu haben. Wu gab mir seine Besuchskarte mit, einen langen roten Zettel auf dünnstem Papier, der in schwarzen Buchstaben seinen Namen trug; er schrieb ein paar Worte hinzu, zugleich unterrichtete er genau meinen „Numbel One Boy", wie und wo wir Fräulein Li finden könnten — — —

Nur, leider, schien es, als ob das Pflaumenmädchen ebenso wenig Wert auf die nähere Bekanntschaft der Kantonleute legte, wie Wupeifu. Sie war ausgerückt, kein Mensch wußte wohin. Und ich hätte sie nie gesehen, wenn ich nicht Tschantschün getroffen hätte, ein Jahr später in Peking.

Tschantschün war ein Mandschumann, wie ja sein Name schon sagt; ich kannte ihn von Südafrika her. Schon damals war er sehr vermögend, nun galt er als einer der reichsten Leute in China; er war Silberkaufmann, Bankier und alles mögliche noch. Er trug schon einen Bart, war

also über vierzig Jahre alt, hatte ein wüstes „Chopdollarface“ — das will sagen, daß er pockennarbig war. Ich traf ihn im Wagonslits-Hotel; wir plauderten von alten Tagen. Als ich ihm eine Zigarette bot, fiel Wus roter Zettel aus der Dose; Tschantschün bückte sich, hob ihn auf. Er lachte, als er ihn mir zurückgab — so ein altmodisches Ding! Er, Tschantschün, hatte längst europäische Besuchskarten! Von wem er denn sei, fragte er.

Ich entfaltete den Zettel, sagte ihm, daß es General Wupeifus Karte sei; der habe sie mir für Fräulein Li gegeben — aber leider habe ich die nicht finden können.

Tschantschün las, grinste dann, wiegte langsam den Kopf. „Liguniang“, seufzte er.

Ob er sie kenne, fragte ich. Ob er sie kenne?! Gewiß kenne er sie, hier in Peking sei sie und —

Nun ist's mit einem chinesischen Singsonggirl nicht so wie mit einer japanischen Geescha. Das Singsonggirl steht nicht unter jahrelangem Vertrag mit einem Teehausbesitzer; sie ist völlig frei und ungebunden, kann ihre Künste und ihre Liebe verschenken, wie immer sie mag. Sie arbeitet also für ihre eigene Tasche, und wenn sie ihre Kunst versteht und dazu noch schön ist und klug, so kann sie große Reichtümer sammeln.

Davon konnte Tschantschün ein Liedchen singen; ihn kostete Fräulein Li seit Jahren schon ein Vermögen — und wer weiß, ob er dafür wirklich ihr Liebhaber war? Mir gegenüber freilich tat er so, erbot sich auch gleich, mich mit ihr bekannt zu machen. Ich bat ihn, ihr General Wus roten Zettel zu bringen, wies mit dem Finger auf das Zeichen „Scho“, das bedeutet Hand — nur ihre schönen Hände wolle ich sehen.

Ein paar Abende später holte er mich ab; wir fuhren erst im Auto, hielten an einer Ecke — da hatte Tschantschün seine Rikschas stehen. Durch enges Straßengewirr ging es weiter; wir hielten vor einem großen Teehaus, warteten dort, bis Fräulein Li ankam. In großer Aufmachung zog sie daher, in prächtiger Sänfte. — Wir folgten ihr in das Teehaus, setzten uns vorn hin, wo Tschantschün Plätze bestellt hatte, schlürften unsern grünen Tee. Wir sahen noch die Nummer eines Schwerttänzers, dann trat Liguniang auf.

Nun muß ich gestehen, daß es mir trotz eifrigsten Bemühens nie gelingen wollte, die Schönheiten chinesischer Sangeskunst zu begreifen — meinen Ohren klang das stets wie ein komisches Gequäke. Sie war in voller Kriegsbemalung, übersät mit edelstem Schmuck, Perlen, Brillanten, Smaragden und wundervollem Kaiser-Jade. Ich hatte gehofft, daß mich Tschantschün nachher mit ihr zusammenbringen würde; aber das tat er nicht. Fräulein Li fuhr in ihrer Sänfte allein nach Haus. Ich war recht enttäuscht; vermutlich war Tschans Empfehlung doch nicht so warm gewesen, wie ich erwartet hatte. Wer weiß, ob er ihr überhaupt den roten Zettel General Wupeifus überreicht hatte! Ich mußte ihr irgend ein Geschenk schicken — wie aber kann ein armer Dichter mit Kaufleuten in Wettbewerb treten? Dann fiel mir ein, daß ich noch ein paar Paraguayringe hatte; ich gab sie dem Mandschu, bat ihn, sie ihr zu überbringen. Der betrachtete sie mitleidig — solch schmale Goldreifen für Liguniang?

Nun aber ist es ein eigen Ding um Paraguayringe. Es sind einzelne ineinander hängende Reifen, die man kunstreich zusammenschieben muß — wer das nicht kann, zerbricht sich wochenlang den Kopf und die Finger damit. Ich gab sie Tschantschün zusammengesetzt und mit dünnem Seidenfaden umwunden, so daß sie nicht auseinander fallen konnten — mochte Fräulein Li schauen, wie geschickt sie war.

(Schluß folgt.)

Lebenskunst.

Aphorismen von **Elisabeth Dauthenday.**

Letzten Endes sind alle unsere Lebenszustände in steter Schwebung begriffen; etwas Endgültiges gibt es nicht. Sich dieser Schwebung bewußt zu sein und sich ihr in steter Eigenbewegung dauernd anzupassen, ist die feine und schwere Aufgabe der Lebenskunst.

*

Die Brunnentiefe unseres Wesens muß sich immer näher zu den Müttern, den Quellen letzter Erkenntnisse, hin senken. Ehe diese nicht erreicht sind, fehlt unserer Persönlichkeit die letzte Weisheit.

*

Auf der Höhe des Lebens wird es immer nötiger, sich langsam von Vielen und Vielem zurückzunehmen, dem unsere tiefste Sehnsucht sich zugewendet, ohne darin ihre Erfüllung gefunden zu haben.

*

Wenn man zum letzten Sinne einer bedeutsamen Anschauung gelangen will, muß man sich zuvor mit ihrem Unsinn auseinandergesetzt haben.

*

In der Dunkelkammer der Seele, wo die äußeren Eindrücke des Erlebens sich zu Anschauungen entwickeln, muß Reinheit und Ordnung sein, damit jene sich zu Wahrheiten ordnen können.

*

Erlausche das Gesetz deines Lebensrhythmus und kehre nach allen Verstörungen deines Erlebens immer wieder zu ihm zurück, um an ihm zur Harmonie zu gelangen.



Audienz bei Friedrich dem Großen.

„Mein Mann begegnet mir sehr unhöflich“, beklagte sich Frau von S.

„Das geht mich nichts an.“

„Er lästert auch Eure Majestät.“

„Das geht Sie nichts an.“

*

Die neue Kraft.

„Also: wenn die Eier frisch bleiben sollen, müssen sie an einen kühlen Ort gelegt werden.“

„Ja, aber wie bringt man das den Hühnern am besten bei?“

*

Aus der Schule.

In der Schule werden Sätze gebildet: „Ein gebranntes Kind scheut das Feuer.“

„Gut, wer weiß noch einen.“

„Ein gewaschenes Kind scheut das Wasser.“

*



„Ja, lieber Herr — ich bin gegen Feuer und Hagel gut versichert!“

„Feuer versteh' ich — aber wie machen Sie Hagel?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.